



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Schöne Literatur

Unsere Vorliebe für die nordische Literatur verhilft auch dem (trotz einiger Neklamhefte) seit langem bei uns vergessenen Dänen **Adam Oehlenschläger** zu einer fröhlichen Urständ. Es gab eine Zeit, wo der „Goethe des Nordens“ und der Heraufführer der Romantik in Dänemark Heimatrecht bei uns genoß, wo seine Dramen auf unseren Theatern gespielt wurden, er selbst mit den Größten der deutschen Literatur — ich erinnere nur an Goethe und Tieck — freundschaftlich verkehrte, wie ihm auch unvergessen ist, was er an dem jungen armen Hebbel in Kopenhagen Gutes getan. Aber wer kennt, außer den Kunstgelehrten, heute noch die meistens vom Verfasser selbst in ein nicht immer einwandfreies Deutsch übertragenen Einzelwerke, wer die zweimal (Breslau 1829/30 und erweitert 1839) herausgekommene große deutsche Gesamtausgabe? Es mag sein, daß der unbekannte Verlag mit dazu beigetragen hat, den Dichter bei uns in Vergessenheit geraten zu lassen, aber in der Hauptsache lag der Grund doch auf anderem Gebiete: Die Zeit war eine andere geworden; Ibsen, Björnson, Strindberg, überhaupt die Moderne, verdrängten ihn.

Da ist es nun zu begrüßen, daß der Holbein-Verlag in Stuttgart es unternimmt, aus den Werken des einst von Tegner zum Dichter gekrönten Poeten in Neuausgaben zu bringen, was ihm davon noch heute voll Leben und von Wert scheint. In einer gediegenen, ja kostbaren Ausstattung liegen bislang „Die Inseln im Südmeer“ und „Baulundur“ vor. Das erste ist ein, wie Richard M. Meyers treffliche Einleitung des näheren ausführt, auf Grund der Schnabelschen „Insel Felsenburg“ entstandener Auswanderer- und Abenteuerroman, auch heute

noch recht lesbar, vielleicht gerade infolge seines altväterlichen Stiles uns behaglich anmutend, breit, voll geistreicher Unterhaltungen, voll Fülle der Lebensgestaltung. Er gibt in seinen in großer Anzahl in eine Rahmen-geschichte eingefügten Novellen und Erzählungen ein anregendes Bild des sechzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts, deren hervorragendste Vertreter, Kolumbus, Luther, Shakespeare, Peter der Große u. a. m. uns vorgeführt werden. — Das andere, eine nordische Heldensage, zu der Hugo L. Braune eine große Anzahl charaktervoller prächtiger Schwarzweißbilder geschaffen hat, ist die Wielandsage in Oehlenschlägerscher romantischer Bearbeitung. Auch diese Unternehmungen Oehlenschlägers waren durch die gelehrte Richtung der Folgezeit, die die Sagenwelt unserer Altvordern in der Urgestalt und nicht in Bearbeitungen kennen lernen wollte, in den Hintergrund gerückt; in dieser neuen Ausgabe aber wird Baulundur, der kunstgeübte Finnenjüngling, der die Walfürren-Schwänenjungfrau heiratet und vom König Midudr so grausam gequält wird, bis er blutige Rache an ihm und seiner Familie nehmen kann, seinen Platz in der Jugendbücherei wiedergewinnen, für den er empfohlen zu werden verdient. Einige kurze Erklärungen nordischer Namen, wie Gyr, Snos, Siofn, Hlidskialf, Balaskialf u. a. wären bei einem Neudruck für diesen Zweck wünschenswert.

Dr. S.

Die besten Romane der Gegenwart und des Vergangenen Deutschlands und des Auslandes zu vereinigen, ist das weitgesteckte Ziel einer neuen **Bibliothek der Romane**, die Paul Ernst im Inselverlag zu Leipzig herausgibt. Die bisher erschienenen Bände enthalten folgende Werke: „Die letzte Redenburgerin“ von Louise von François, „Niels

„Dyäne“ und „Frau Marie Grubbe“ von J. P. Jacobsen, „Ivanhoe“ und „Der Talisman“ von Walter Scott, „Frau Bovary“ von Flaubert, „Die Hofen des Herrn von Bredow“ von Willibald Alexis, „Die Bohème“ von Murger, „Väter und Söhne“ von Turgenjeff, „Wie Uli der Knecht glücklich ward“ von Jeremias Gotthelf. In jedem Jahre sollen zehn Bände herausgegeben werden, die schlicht-vornehm ausgestattet in Leinen je 3 M., in Leder 5 M. kosten. — Das Ausland ist, wie man sieht, stark bevorzugt, wobei gern anerkannt sei, daß die Übersetzungen, soweit ich bei Stichproben sehen konnte, sorgfältig und dem Geist der deutschen Sprache gemäß ausgeführt sind. Aber gibt es nicht genügend deutsche Romane der nahen und ferneren Vergangenheit, die es verdienen, in die Sammlung aufgenommen und so uns wieder nahe gebracht und leicht zugänglich zu werden? Ähnliche Schätze, wie Gotthelfs „Uli der Knecht“, die nur den Literarchivisten — und dann auch oft bloß dem Namen nach — bekannt sind, harren noch reichlich der Wiedererweckung. Dabei braucht man gar nicht an die Werke der „großen und kleinen“ Klassiker zu denken. Hoffentlich wird sich dieser Mangel der Bibliothek in den nächsten Jahren ausgleichen. — Der Herausgeber hat den meisten Romanen ein kurzes Nachwort beigelegt. Dagegen wäre natürlich durchaus nichts einzuwenden, wenn darin etwa eine kurze Biographie des Autors und eine knappe Einführung in sein hier neugedrucktes Werk gegeben würde, wie es bei Turgenjeffs „Väter und Söhne“ geschehen ist. Paul Ernst aber berichtet z. B., daß Walter Scott sich durch seine Schriftstellerei bald ein bedeutendes Vermögen erworben habe, und daß es wenige Dichter geben dürfte, die so viel verdient hätten wie er. Von Willibald Alexis dagegen erfährt man, daß er außer zu redaktioneller und journalistischer Tätigkeit zu einer gewissen Vielschreiberei gezwungen gewesen sei, da es ja für einen guten Dichter in Deutschland nur selten möglich wäre, von dem Ertrage seiner Arbeiten zu leben. Ist das Hervorheben dieser Tatsachen wirklich so wichtig in einem Nachwort, das kaum vierzig Zeilen lang ist? Doch nicht darauf kommt es an, was uns der Herausgeber zu sagen hat, sondern was uns die

vorliegenden Romane selbst bieten. Und da erscheint es mir besonders glücklich, daß das neue großzügige Unternehmen des Inselverlags mit Luise von François Meisterwerk „Die letzte Neckenburgerin“ eingeleitet wird, von dem Gustav Freytag vor nunmehr vierzig Jahren sagte: „Es ist echte Dichtergabe. Die Leser werden mit der Empfindung von dem Werke scheiden, daß sie eine sehr ungewöhnliche Gabe empfangen haben. Der Roman soll, so hoffen wir, sich in den Herzen einbürgern und seine Bedeutung in unserer schönen Literatur bewahren.“

Musik

Vor kurzem brachten die Zeitungen die Nachricht, daß die preußische Regierung dem Berliner Phonogramm-Archiv für das Jahr 1911/12 einen Beitrag von 5000 Mark bewilligt habe. Damit hat der Staat ein neues Wissensgebiet offiziell anerkannt, das heute noch von vielen als ein ziemlich nutzloser wissenschaftlicher Sportplatz angesehen wird. Der Grund dieser bösen Verkenntung ist wohl in dem Umstand zu suchen, daß es den meisten bis jetzt schwer möglich war, sich eingehend über das Wesen der vergleichenden Musikwissenschaft zu unterrichten. Denn wenn deren Materie auch in gelegentlichen Aufsätzen einem größeren Publikum vorgeführt wurde (auch die Grenzboten enthielten in Heft 19 einen Artikel über exotische Musik), so fehlte es doch an einem Werke, das durch eine genaue und übersichtliche Zusammenstellung aller wesentlichen Punkte sowie der bisherigen Forschungen und Ergebnisse dem Leser die junge Wissenschaft in allgemein verständlicher Form nahegebracht hätte. Dieser Mangel ist nun behoben durch das kürzlich im Verlage von J. A. Barth in Leipzig erschienene Buch: „Die Anfänge der Musik“ von Carl Stumpf, dem das Berliner Phonogramm-Archiv bekanntlich seine Entstehung zu verdanken hat.

„Alle Dokumente, die Licht auf die Urgeschichte und die noch bestehenden tieferen Kulturstufen unseres Geschlechtes werfen können, verdienen genaueste Analyse. Untersuchen wir gewissenhaft prähistorische Töpfe und Scherben und jede Kante eines Colithen, . . . so müssen wir auch den musikalischen Produkten primitiver Völker ein objektives und eindrin-

gendes Studium widmen . . . Es ist vorläufig nicht möglich und wird vielleicht auch später nicht möglich sein, aus den sämtlichen musikalischen Produkten der Menschheit eine eindeutig fortschreitende Reihe aufzustellen, weil der Fortschritt von Anfang an in sehr verschiedenen Richtungen erfolgt. Dagegen werden wir allmählich bei den geographisch benachbarten oder ethnologisch zusammenhängenden Völkergruppen auch immer mehr zusammenhängende oder verwandte musikalische Zustände finden und so ein großes einheitliches Bild der musikalischen Leistungen gewinnen.“

Das Stumpfsche Werk, dem diese Sätze entnommen sind, weist aber nicht nur die Existenzberechtigung des neuen Forschungsgebietes nach, sondern legt auch in äußerst ansprechender Weise dar, wie viel allgemein Interessantes und Anregendes dieses birgt. Die Frage nach dem Ursprung der Musik beantwortet Stumpf, nachdem er die betreffenden Theorien von Darwin und Spencer sowie die heute sehr verbreitete Annahme, daß die Musik aus dem Rhythmus entstanden sei, widerlegt hat, mit dem faustischen Wort: „Im Anfang war die Tat.“ Nach seiner Ansicht verdankt die Tonkunst biologischen Bedürfnissen ihr Entstehen. Einen der wichtigsten Zeugungsfaktoren glaubt er im akustischen Signalwesen zu erblicken. Will man sich auf weite Entfernungen durch Zuruf verständigen, so verweilt die Stimme des Rufenden naturgemäß auf einem hohen Ton, wie er seiner Stimmhöhe bei stärkster Lautgebung gerade am angemessensten ist. Rufen nun der Signalverstärkung wegen mehrere Individuen zusammen, die verschiedenen Geschlechtes und Alters sind, so entstehen, da aus physischen Gründen nicht alle die gleiche Tonhöhe zu erzeugen vermögen, mannigfache Zusammenklänge, die zunächst wohl nicht eben harmonisch sind. Das Bestreben, den nämlichen Ton zu singen, mag dann allmählich zu einer Auswahl geführt haben. Bestimmte Zusammenklänge zeichnen sich nämlich durch ihre einheitliche Wirkung aus, wie bereits im Altertum erkannt, von Stumpf aber auch experimentell nachgewiesen wurde. Diese Eigenschaft mögen nun die Urmenschen an den betreffenden Intervallen, nämlich der Oktave, Quinte und Quarte, wenn sie sie beim Zusammensingen zufällig trafen,

bemerkt und sich zunutze gemacht haben; mit anderen Worten: sie verwendeten bei mehrstimmigen Signalrufen mit Absicht die Oktave und auch die Quinte und Quarte. Nachdem diese Intervalle aber erst einmal Beachtung gefunden hatten, versuchten wohl einzelne, dem Spieltrieb folgend, ihre beiden Töne auch nacheinander zu singen. Kleine Tonschritte sind allerdings nach Stumpfs Annahme auch ohne vorhergehendes gleichzeitiges Singen entstanden, aber sie brauchten den musikalisch ausgezeichneten Stufen (Ganzton, Halbton) nicht zu entsprechen; diese sind in ihrer festen Abgrenzung erst auf Grund der Konsonantenintervalle möglich.

Die theoretische Untersuchung über den Ursprung der Musik nimmt aber nur einen geringen Teil des Stumpfschen Werkes in Anspruch. (Die dazu gehörigen Anmerkungen freilich füllen in ihrem Kleindruck einen größeren Raum, wie der Haupttext, von dem sie gesondert stehen. Ihre genaue Lektüre sei besonders empfohlen, weil in ihnen manche musikpsychologischen Fragen von großer Bedeutung, die mit der in dem Buch behandelten Materie irgendwie in Verbindung steht, besprochen wird.) Der größere Teil des Buches ist der Untersuchung der heute noch erhaltenen Dokumente primitiver Musik: der Instrumente und Melodien der sogenannten Naturvölker gewidmet. Nachdem noch im ersten Teil ein Kapitel von den primitiven Tonwerkzeugen (etliche von ihnen werden in guten Abbildungen gebracht), deren Entstehen, Beschaffenheit und Einfluß auf die musikalische Entwicklung, und ein zweites von Mehrstimmigkeit, Rhythmik und Sprachgesang handelt, werden im zweiten Teil zahlreiche Gesänge der Naturvölker in Noten mitgeteilt und eingehend analysiert. Die Auswahl dieser in bezug auf rhythmische und melodische Gestaltung meist äußerst lehrreichen musikalischen Stücke — sie sind zum größten Teil der umfangreichen Sammlung des Berliner Phonogramm-Archivs entnommen — ist eine ausnehmend glückliche: ein ansprechenderes und zugleich übersichtlicheres Bild von dem heutigen Stand der vergleichenden Musikwissenschaft, soweit sie sich mit primitiver Tonkunst beschäftigt, könnte wohl nicht gegeben werden.

Dr. Erich Fischer, Berlin

Tagesfragen

Das ist die schwere Zeit der Not. So betitelt Herr Handelskammersyndikus Beudels Frankfurt a. O. einen Artikel in Nr. 42 der Grenzboten. Es sei gestattet darauf zu entgegnen, denn die Leser, die in diese Fragen nicht eingeweiht sind, werden durch den Artikel nicht richtig instruiert. Den Hauptgrund der Fleischsteuerung verschweigt der Verfasser nämlich. Und da er ihn verschweigt, so ist er natürlich auch nicht in der Lage, das Hauptmittel zur Abhilfe anzugeben. Der Herr Landwirtschaftsminister hat in den Teuerungsdebatten im Reichstage folgendes Zahlenbild gegeben:

Von 1891/95 betrug der Schweinepreis	108 M.
der Preis für Schweinefleisch	135 "
von 1906/10 betrug der Schweinepreis	124 "
der Preis für Schweinefleisch	167 "
1911 betrug der Schweinepreis	108 "
der Preis für Schweinefleisch	165 "
pro Doppelzentner.	

Von 1891/95 betrug also die Spannung 32 Mark, von 1906/10 43 Mark, und trotzdem der Schweinepreis 1911 um 16 Mark zurückging, blieb der Schweinefleischpreis auf 165 Mark stehen und die Spannung betrug 57 Mark. Dies Zahlenmaterial sollte dem Städter zu denken geben. Es muß ihm doch dabei ein Licht aufgehen, daß nicht, wie es dem Konsumenten in der Stadt vorgeredet wird, die Landwirtschaft, sondern ganz andere Kreise an der Fleischsteuerung schuld sind. Nicht sind es die kleinen Fleischer, aber der Großhandel ist es, der das Fleisch verteuert, und zwar in ganz überflüssiger Weise, nur um einen großen Gewinn für sich zu erzielen. Vom Landwirt verlangt man, er solle auf die Geldverhältnisse der Konsumenten Rücksicht nehmen, besonders die linksstehende Großstadtpresse verlangt es auf heftigste. Aber erst recht vom Großhändler es zu verlangen, daran denkt man nicht. Wenn aber die Städter erst trotz der Presse zu dieser Überzeugung gekommen sein werden, dann werden sie auch erkennen, wie allein Abhilfe geschafft werden kann. Das kann nur geschehen, indem sich die Konsumenten zu Genossenschaften zusammenschließen, die das Vieh unter Umgehung des Handels direkt von der Landwirtschaft, von landwirtschaftlichen

Genossenschaften kaufen. Die Konsumenten werden sich wundern, wie billig sie dann zu gutem Fleische gelangen werden. Und wenn die Genossenschaften dann Lieferungsverträge schließen, so wird sich auch der Viehbestand auf dem Lande noch bedeutend vermehren, da die Viehzüchter dann die Gewißheit haben, ihr Vieh bestimmt zu einem annehmbaren Preise loszuwerden, während sie heute den Geschäftsrücksichten der Händler auf Gnade und Ungnade verkauft sind. Wenn der Landwirt bestimmt weiß: das Vieh, was ich heute zur Mast aufstelle, werde ich nach einer bestimmten Zeit zu einem annehmbaren Preise los, so stellt er auch eine Menge auf. Heute, wo er nicht weiß, wie seine Chancen dann sein werden, kann er das natürlich nicht riskieren. So wird also auf diese Weise beiden Teilen geholfen. Der Konsument erhält billiges Fleisch und der Produzent kann auf sicheren Gewinn rechnen und deshalb auch seinen Viehbestand bedeutend vermehren, was dann indirekt dem Konsumenten auch wieder zu gute kommt. Wozu Büchsenfleisch, wenn wir gutes frisches Fleisch erhalten können? Aber das ist eben nur möglich, nicht, wenn man auf die Landwirte schimpft, sondern wenn man dem Zwischenhandel zu Leibe geht. Zu denken möge dem Konsumenten auch folgendes geben. Woher kommt es, daß die meisten Jagdpächter der Gemeindejagden Viehhändler und Großschlächter sind? Wer gibt ihnen das Geld dazu, diese Jagden zu Preisen zu pachten, die nicht annähernd dem wirklichen Werte entsprechen? Woher kommt es, daß gerade diese Kategorie so viel Geld übrig hat? Woher? Und glaubt der Konsument, die Händler würden das Fleisch auch wirklich billiger verkaufen, wenn es möglich sein sollte, aus dem Auslande billiges Fleisch zu bekommen? Nehmen wir an, sie erhielten es 1911 statt wie jetzt vom Landwirt für 108 Mark vom Auslande für 100 Mark, dann würden die Fleischpreise vielleicht, um einen falschen Schein zu erwecken, von 165 auf 163 Mark herabsinken, die Spannung würde aber statt 57 Mark 63 Mark betragen. Oder glaubt der Konsument, der Zwischenhandel, der sich nicht geniert, eine Spannung von 57 Mark hervorzurufen, werde sich genieren, noch 6 Mark draufzuschlagen? **Uib.**